

Liebe Freunde des Institutes und des Hauses Königstein

Einen erneuten Krankenhausaufenthalt nutze ich, wieder einmal das Geleitwort für unsere Mitteilungen schreiben zu können. Am Sudetendeutschen Tag in Augsburg konnte ich noch teilnehmen und mit vielen von Ihnen persönlich am Informationsstand des Institutes sprechen. Leider war es mir gesundheitlich nicht möglich, die beiden Studienfahrten nach Mähren und Ungarn zu begleiten, doch das Echo darauf hat mich sehr gefreut. Zwar musste Herr Exler in Proßnitz ins Krankenhaus, aber Sie können in seinem Artikel in diesem Heft lesen, dass er dort menschlich gute Erfahrungen machte und außer in der Sudetendeutschen Zeitung auch für uns wieder schreiben kann. Von manchen Fahrtteilnehmern wurde auch positiv hervorgehoben, dass das Leitungsteam des Institutes als ganzes bei den beiden Fahrten in Erscheinung trat. Vor allem Matthias Dierßen hat mit seinen sachkundigen Vorträgen während der Woche in Ungarn gezeigt, wie gut er bereits Professor Grulich entlasten kann und wie er sich in die Problematik der Geschichte Ostmitteleuropas und das Thema Deutschland und das Verhältnis zu seinen östlichen Nachbarn eingearbeitet hat. Das gibt mir Hoffnung, dass wir in Nidda mit dem Namen Königstein auch das Erbe von Königstein auf religiösem, kulturellem und geistigem Gebiet erfolgreich weiterführen können. Das gilt auch von unseren Tagen der offenen Tür, an denen bereits im Vorjahr Studenten der Justus-Liebig-Universität Gießen Kurzvorträge hielten, was auch in diesem Herbst der Fall sein wird. Erst am 11. September hat Johannes Wunderlich über seine Zeitzeugenbefragung zur Vertreibung referiert.

Die Studienfahrt nach Mähren ist auch Anlass, dass wir in diesem Heft Wallfahrtsorte in Mähren vorstellen. Das werden wir auch in den folgenden Ausgaben für Gnadenstätten und Pilgerorte Böhmens und Schlesiens tun, denn dorthin planen wir für das kommende Jahr weitere Studienfahrten.

Mit Freude haben wir den Visitor für die Sudetendeutschen in unserem Hause begrüßen können, Pfarrer Karl Wuchterl, der auch Visitor für die Karpatendeutschen ist. Dass er Professor Grulich auch in den neuen Pastoralrat berief, der zwischenzeitlich bereits zusammenkam und sich konstituierte, kann ich Ihnen ebenfalls dankbar mitteilen.

Vom Krankenhausbett aus grüße ich Sie alle und bitte Sie, unser Institut weiter zu unterstützen.

Am Feste Mariä Namen 2010



Pfarrer Dr. Wolfgang Stingl

Begegnungen im Krankenhaus von Proßnitz

Sudetendeutsche schaffen „Plätze für die Seele“ in Tschechien

„Wenn unser Nachbar in der-Türkei zum Basar ging, sagte meine Großmutter verächtlich: *er verkauft wieder Dinge, die sein Vater von den Armeniern geplündert hat.* Sie benutzte dabei das Wort „afet“ (Katastrophe). Ich war damals noch nicht in der Schule und das blieb in meiner Erinnerung lebendig und meine Großmutter prägte damit meine Haltung zu der Frage, was 1915/16 geschah.“ Gemeint ist der Völkermord an den Armeniern, von dem der türkische Journalist Celal Özcan in der Süddeutschen Zeitung vom 24./25. April 2010 schreibt. Dieser führt dann weiter aus, dass das damalige Geschehen mündlich an Kinder und Kindeskinde weitergegeben und damit im kollektiven Gedächtnis bewahrt worden sei. Auch die Taten mutiger Menschen, die damals trotz Lebensgefahr Armenier versteckten, um sie vor der Deportation und dem Tod zu retten, seien im kollektiven Gedächtnis nicht vergessen.

Auch wir Sudetendeutsche haben uns nach den Gräueln des von Hitler entfesselten Krieges mehrheitlich nur als Opfer wahrgenommen. Das ist verständlich. Die Einladung an die Hitler-Diktatur, unsere Heimat und uns in Besitz des totalitären Staates zu nehmen, haben wir mit der Unterdrückung des Deutschtums und der wirtschaft-

lichen Vernachlässigung durch den demokratischen, nationalistischen tschechoslowakischen Staat gerechtfertigt. Es hat etwas gedauert, bis wir das Ausmaß der Verbrechen der Nazi-Diktatur erkannten, bedauerten, bereuten. Nach und nach erfuhren wir auch, dass die Nazi-Herrschaft nicht nur eine Epoche des kollektiven Versagens war. Es gab nicht wenige, die es unter hohem persönlichem Risiko gewagt hatten, sich der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie entgegen zu stellen und Leben retteten. Nicht nur jüdisches.

Der bekannteste Sudetendeutsche ist zweifellos Oskar Schindler aus Zwittau im Schönhengstgau. Über seine Motive kann nur spekuliert werden. Vielleicht lag sein Handeln in der kollektiven Erinnerung begründet, dass Tschechen und Deutsche seit Jahrhunderten in den böhmischen Ländern friedlich zusammengelebt hatten und dass die dortigen Juden mehrheitlich deutsch dachten und fühlten. Vielleicht schmerzte es Schindler, dass deren Liebe zum Deutschtum ihnen in Theresienstadt und Auschwitz so übel vergolten wurde. Die Vertreibung und Vernichtung des jüdischen Bevölkerungsanteils legitimierte die Vertreibung von drei Millionen Deutschen vor den zugekleisterten Augen der Weltöffentlichkeit durch den entfessel-

ten tschechischen Nationalismus. Dabei bezeugen nicht wenige aus der Erlebnisgeneration den kompromisslosen tschechischen Antisemitismus. Die Vernichtung des Judentums und die Vertreibung der Sudetendeutschen hat das Zusammenleben von Böhmen, Mähren und Schlesiern unterschiedlicher „Zunge“ oder Nationalität gewaltsam beendet.

Bei meinen Besuchen in den letzten Jahren in der Tschechischen Republik habe ich kaum Zeichen solchen kollektiven Erinnerns wahrnehmen können, wie sie oben von dem türkischen Journalisten im Zusammenhang mit den Massakern an den Armeniern beschrieben werden. Auch der Sohn des Hausbesetzers in Mährisch-Schönberg und jetziger Besitzer meines Elternhauses und meiner Geburtsstätte brachte kein Wort des Bedauerns über meine Vertreibung und den Raub des Eigentums über seine Lippen. Nur im Krankenhaus von Proßnitz, in das ich mich gleich zu Beginn einer Studienfahrt nach Mähren kürzlich begeben musste, fand ich junge Ärzte, die nicht nur mein Herz vorbildlich wieder in schmerzfreie Aktion setzten, sondern auch Herz zeigten für das Leid der vertriebenen Sudetendeutschen. Einen nicht unerheblichen Anteil an deren kollektiver Erinnerung haben Zusammenkünfte der Ackermann-Gemeinde in Brünn gehabt, an der die beiden teilgenommen hatten.

Ein trauriges und erschütterndes Bild ihres Landes zeich-

net die tschechische Romanautorin Radka Denemarková in ihrem Roman „Ein herrliches Fleckchen Erde“. In der Zeitung DIE WELT schreibt sie am 13. 02. 2010 schonungslos: „Die tschechische Gesellschaft ist krank. Und nicht nur das. Sie lehnt es ab, sich behandeln zu lassen. Seit Jahrzehnten leben wir mit gefälschter Geschichte, und so lange diese Wirrnis nicht aufgelöst wird, sind wir nicht wirklich frei.“

In der Massenhysterie nach dem Zweiten Weltkrieg hätten sich gehässige antideutsche Stimmungen auf absurde Weise mit dem traditionellen tschechischen Antisemitismus vermengt und zur Vertreibung von drei Millionen Deutschen geführt – mit Terror und Massenmord. Dieses Leben ohne Rechte hätte das Leben nach dem Februar 1948 vorweggenommen. Weder die Verbrechen der Vertreibung der Deutschen noch die Verbrechen an der eigenen Nationalität durch die kommunistische Diktatur, das „korrumpierte Terrorregime“, seien aufgearbeitet. Niemand wolle das Zeugnis Überlebender hören. Alles werde unter den Teppich gekehrt, „da wir unsere Schuld nicht annehmen wollen“. Der Jugend würde mit dieser Haltung die klare Botschaft übergeben: „Im Leben ist alles erlaubt, denn jede Abartigkeit lässt sich mit dem Satz – in unserer Jugend haben wir Fehler und Irrtümer begangen – vom Tisch wischen“. Radka Denemarková resigniert

über die Tschechische Republik heute: „Ein Land, in dem es keinen Platz für eine Seele gibt“.

Leisten nicht doch die sudetendeutschen Vertriebenen und ihre Nachfahren „Entwicklungshilfe“ für die Aufarbeitung zumindest der Verbrechen der Vertreibung? Aus ihrer persönlichen und der kollektiven Erinnerung zeigen sie den Tschechen „Seelenplätze“ auf. Die seit vielen Jahren erfolgten Geldspenden zur Erhaltung und Renovierung von Kulturdenkmälern in ehemals deutschen Sprachgebieten, die Initiativen, die mühevoll Nachkriegsmassaker an der deutschen Zivilbevölkerung aufdecken, die Privatpersonen und Vereine, die sich mit oder ohne Groll respektvoll für eine deutsch-tschechische Verständigung einsetzen, die Begegnungszentren in vielen ehemaligen deutschsprachigen Gemeinden - alles ohne Nachhaltigkeit? Wir sollten nicht re-

signieren. Nur wenn wir diesen Pfaden weiter folgen, können wir etwas von der kollektiven Erinnerungskultur Sudetendeutscher und Tschechen weitergeben, die Voraussetzung ist für echte Verständigung in einem Vereinten Europa. Vielleicht werden dann auch eines Tages die Tschechen entdecken, dass die noch immer gültigen, die Deutschen betreffenden Beneš-Dekrete eine Schande für ihren demokratischen Staat sind und dazu beitragen, ein Land zu sein, „in dem es keinen Platz für eine Seele gibt“. Helfen wir weiter, ausdauernd, respektvoll und bescheiden Plätze für die Seele dort und bei uns zu vermehren. Nicht nur die Schriftstellerin Radka Denemarková wird es uns danken. Die Türkei hat fast 100 Jahre dazu gebraucht zu beginnen, ihre verhängnisvolle Geschichte mit den Armeniern aufzuarbeiten.

Walter Exler

Die Gruppe der Studienfahrt nach Mähren 2010 vor der Wallfahrtskirche auf dem Heiligen Berg bei Olmütz



Unsere Studienreisen nach Mähren und Ungarn

Wir erlebten eindrucksvolle Tage in **Mähren** unter der bewährten Leitung von Professor Grulich, der keine Frage offen und uns an seinem Wissen teilhaben ließ.

In Proßnitz, wo der Philosoph und Lehrer von Edith Stein, Edmund Husserl, aber auch andere große Deutsche geboren sind, bezogen wir Quartier im Grand Hotel. Von hier aus erkundeten wir Mähren, fuhren nach Olmütz, der alten kulturellen Hauptstadt des Landes, kamen in den Schönhengstgau, die ehemals größte deutsche Sprachinsel, wo uns im deutschen Begegnungszentrum in Mährisch Trübau Frau Kunz die Lage der verbliebenen Deutschen erläuterte. Wir lernten auch die Hauptstadt Brünn kennen, die uns durch die liebevolle Führung von Schwester Edith nahegebracht wurde. Durch die Hanna-Ebene fuhren wir nach Kremsier mit dem Schloss der Olmützer Fürstbischöfe, das heute UNESCO-Welterbe ist, und auf den heiligen Berg Hostein ganz im Osten Mährens gelegen. Auf der Rückreise von dort machten wir Halt im Wallfahrtsort Dub mit seiner riesigen Kirche. Manche der Reiseteilnehmer konnten während der Fahrten ihre Heimatorte besuchen und versuchten ihre Häuser wiederzufinden. Für mich war dies eine Erfahrung, die ich nicht missen möchte.

Eine zweite Reise führte uns nach **Ungarn**. Vom Plattensee aus, wo wir in Balatonfüred Quartier nahmen, hatte Professor Grulich Fahrten in die Bischofsstädte Wesprim, Stuhlweißenburg und Fünfkirchen vorbereitet, wobei ihm Matthias Dierßen zur Seite stand. Dieser hatte uns täglich bei der Fahrt im Bus einen Vortrag zur ungarischen Geschichte geboten, so dass den Teilnehmern die enge Verbindung des alten Königreiches der Stephanskrone mit der europäischen Geschichte bewusst wurde. Eine weitere Tagesfahrt führte uns nach Budapest. In Tichany besichtigten wir nicht nur die alte Abtei, sondern auch eine Ausstellung über den letzten österreichischen Kaiser Karl I., der als ungarischer König Karl IV. war. Im Kloster Zirc und in der alten Karmeliterkirche in Stuhlweißenburg aber auch in Sümeg trafen wir ungarische, gut deutsch sprechende Priester. Am sogenannten kleinen Plattensee konnten wir auch den Spuren der Europapatrone Cyrill und Method nachgehen, die hier auf dem Wege von Mähren nach Rom Station gemacht hatten.

Die zahlreiche Teilnahme und das gezeigte Interesse motiviert uns, auch für 2011 einige Studienfahrten anzubieten. Termine und Ziele werden wir in Heft 4 unserer Mitteilungen veröffentlichen.

Angelika Steinhauer

Hohe Auszeichnung für Professor Hampel in Rom



In der Aula von Radio Vaticana auf der Via della Conciliazione in Rom empfangen am 11. Juni acht Persönlichkeiten, die bei der Rückkehr der traditionsreichen und legendären russischen Ikone der „Muttergottes von Kazan“ nach Moskau und weiter an die Wolga mitgewirkt hatten, die Auszeichnung „Tausend Jahre Kazan“. Zu den Ausgezeichneten gehören unter anderen der Pressesprecher des Vatikan Pater Federico Lombardi und die Programmdirektoren für die Sendungen in russischer und weißrussischer Sprache bei Radio Vatikan. Als einzige Frau empfing die Auszeichnung die italienische Fürstin Colonna für ihren besonderen Einsatz für die Annäherung der russisch-orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche. Als einziger Nicht-Römer konnte unser Landsmann aus dem sudetenschlesischen Klein-Herrlitz, Prof. Dr. Adolf Hampel, die hohe Auszeichnung entgegennehmen, die der Präsident der Russischen Föderation am 30. Juni 2005 gestiftet hatte. In der Laudatio durch Dmitri Chafizov, den Referenten für religiöse Fragen bei der Stadt Kazan an der Wolga, wurden die Verdienste Hampels bei der Suche und Auffindung der Ikone hervorgehoben. Die lange Zeit nach der Oktoberrevolution verschollene Ikone war über Fatima nach Rom gelangt. Deshalb wurde am 12. Juni auch der deutsche Kardinal Walter Kasper, Leiter des Ökumene-Sekretariats des Vatikan, in seinem Amt von der Bürgermeisterin von Kazan, Frau Ludmilla Nikolajevna Andrejeva, die alle Ehrungen vornahm, ausgezeichnet. Papst Johannes Paul II. hatte wiederholt den Wunsch geäußert, persönlich die Ikone nach Moskau zu bringen. Da sich aber der verstorbene Patriarch Aleksej II. diesem Wunsch verschloss, hatte Kardinal Kasper die Ikone in Moskau offiziell der russisch-orthodoxen Kirche übergeben.

Wie Hampel nach seiner Rückkehr aus Rom berichtete, haben seit der Rückkehr der Ikone in ihre Heimat Kazan die Beziehungen zwischen der russisch-orthodoxen und der katholischen Kirche eine merkliche Belebung erfahren. Mehrere Kardinäle haben seitdem Kazan besucht und dabei freundschaftliche Kontakte mit orthodoxen Bischöfen und Laien aufgenommen.

Matthias Dierßen

Von Südböhmen nach Unterfranken

Die Schwestern des Karmels in Rödelmaier kamen aus Neubistritz

Nicht weit vom bayerischen Staatsbad Bad Neustadt an der Saale liegt das Dorf Rödelmaier. Es beherbergt ein Karmelitenkloster „Regina Pacis“ (Königin des Friedens), dessen Schwestern sich das Gebet als Lebensaufgabe gesetzt haben. Dieser Karmel besteht seit 1926 in Unterfranken. Seine 75-Jahrfeier wurde im Jahre 2001 mit dem damaligen Bischof Paul-Werner Scheele festlich begangen. Obwohl man dort an den Gottesdienst- und Gebetszeiten teilnehmen kann und auch die Möglichkeit besteht, im Gästehaus des Klosters stille Tage zur Besinnung zu verbringen, ist es wenig bekannt, dass das Kloster als zweiter Karmel der Diözese Würzburg neben dem Kloster Himmelsporten 1926 von Südböhmen aus begründet wurde und dass die ersten Schwestern aus Neubistritz kamen.

Die damalige Priorin Schwester M. Gabriela vom Heiligsten Sakrament wurde 1866 als Hed-

wig von Liszt in Wien als Tochter eines österreichischen Generalprokurators geboren und trat 1889 in den Karmel in Wien-Baumgarten ein, wo sie nach der feierlichen Profess bald Subpriorin und Novizenmeisterin wurde. Diese Aufgabe hatte sie auch, als der Fürstbischof Dr. Josef Kahn von Gurk vom Karmel in Wien Unterstützung bei der Neubegründung eines Klosters in Himmellau in Kärnten erbat und die Oberin in Wien Mutter Gabriela nach Kärnten schickte. In dieser Zeit reift in ihr der Entschluss, einen Karmel der Ewigen Anbetung ins Leben zu rufen. 1905 lädt sie der Fürstbischof Michael Napotnik von Lavant ein, in seiner Bischofsstadt Marburg an der Drau in der Untersteiermark ein solches Kloster zu gründen. Am 7. Januar 1906 weiht der Bischof das Haus ein und schon bis 1908 schließen sich der Gründerin sieben Schwestern an. Leider gab es in Marburg außer von Seiten des Bischofs keine geistli-



che und materielle Hilfe, so dass sich die Schwestern nach einer anderen Bleibe umsehen mussten und über Edelsbach 1913 nach Zlabings in Südmähren umsiedelten. Da der Bischof verlangte, die Schwestern sollten sich den Unbeschuhten Karmeliten unterstellen, nahmen die Schwestern einen weiteren Ortswechsel auf sich, um unabhängig zu bleiben. Nach Beginn des Ersten Weltkriegs erwarben sie ein Haus in Neubistritz, wo sie für ihre Kapelle aus Köln eine Kopie des Gnadenbildes „Maria vom Frieden“ bekamen. Neubistritz liegt in Südböhmen direkt an der Grenze zu Mähren.

Zwar wuchs trotz der Kriegsnöte die Gemeinschaft, doch nach dem Zerfall des Habsburgerreiches mehrten sich in der 1918 neu gegründeten Tschechoslo-

wakei antideutsche Stimmen, die bereits damals zu ersten Vertreibungen deutscher Klöster aus Prag führten. Selbst dem Stift Tepl drohte dieses Schicksal, ebenso den Schwestern in Chotieschau, weshalb damals Abt Helmer für das Kloster Tepl für den Fall der Aussiedlung „sicherheitshalber“ das 1803 aufgehobene Kloster Speinshart in der Oberpfalz erwarb und die Salesianerinnen von Chotieschau das Kloster Obermarchtal. Damals mussten aber andere Orden wie die Benediktinerinnen von St. Gabriel Prag ebenso verlassen wie die deutschen Benediktiner von Emaus, die dann Grüssau und Neresheim neu besiedelten. Durch Vermittlung eines Wohltäters konnten die Karmelitinnen von Neubistritz aus im unterfränkischen Rödelmaier ein kleines

Schloss mit Park und Obstgarten bekommen.

Mit acht Schwestern wurde in Rödelmaier am 24. September 1926 ein Neuanfang gemacht. Schon am 13. März 1927 wurde eine Kapelle eingeweiht und im April des selben Jahres trat die erste damals erst 17 Jahre alte Kandidatin ein, der weitere folgten. Das Haus wurde nach und nach ausgebaut, Zellen und Arbeitsräume eingerichtet, der Garten angelegt und zwei Brunnen gegraben. Auch nach Hitlers Machtübernahme gab es neue Eintritte von Schwestern, die aber nach Kriegsausbruch vor großen Schwierigkeiten standen. Manche Schwestern wurden zur Militärarbeit herangezogen und flickten Soldatenuniformen, um der Auflösung des Klosters zu entgehen. Am 31. Dezember 1941 starb die Gründerin Mutter Gabriela, die als erste Schwester auf dem Friedhof zu Grabe getragen wurde. Die „Dienstverpflichtung für Ordensschwestern von 18 bis 45 Jahren“ der Nationalsozialisten erschwerte in diesen Jahren das Klosterleben. Nur die Armut des Hauses verhinderte die Beschlagnahme, da einige Vertreter der Regierung bei der Besichtigung des Klosters von der armseligen Einrichtung enttäuscht waren und deshalb von einer Belegung Abstand nahmen. In der Chronik des Klosters heißt es dazu: „Es würde zu weit führen, wollte man alles, alles schildern, wofür man unser Haus in Beschlag zu nehmen gedachte.“ Eine letzte

Gefahr drohte noch am Weißen Sonntag, dem 8. April 1945, als die SS das Haus zu einer Gefechts- und Funkstelle machen wollte. Die Nachkriegsjahre brachten dann neue Entfaltung. Seit 1948 gab es Kontakte auch zu evangelischen Christen und 1954 wurde das Gästehaus gebaut. Seit dem Zweiten Vatikanum beten die Schwestern das Chorgebet nicht mehr in Latein, sondern in deutscher Sprache. Zur Sicherung des Lebensunterhaltes übernahmen die Schwestern die Hostienbäckerei der Vinzenterinnen von Fulda, die sie später durch einen vollautomatischen Backautomaten modernisierten.

Vielleicht motivieren diese Zeilen manchen Leser unserer Mitteilungen und vor allem Besucher der Veranstaltungen auf dem Heiligenhof im nahen Bad Kissingen, nicht nur Bauwerke unseres Egerer Landmannes Balthasar Neumann in Würzburg oder Werneck zu besuchen, sondern die ursprünglich südböhmische Gründung in Rödelmaier. Das gilt auch vom Kloster der Augustiner in Münnerstadt, wo in der Zwischenkriegszeit die großen Heimatpriester dieses Ordens aus der böhmischen Ordensprovinz ihr Noviziat machten. Und wenn bald in Würzburg der Marianhiller Pater Engelmar Unzeitig als „Engel von Dachau“ selig gesprochen wird, kann die Volksgruppe stolz sein, in Würzburg das Grab eines neuen Seligen aus dem Schönhengstgau zu haben.

Rudolf Grulich

Anton Raphael Mengs

Der wiedergeborene Raffael stammte aus Aussig



wies? In Rom genoss im 18. Jahrhundert ein Maler aus Aussig so großes Ansehen, dass er als zweiter quasi wiedergeborener Raffael bezeichnet wurde. Dieser größte Maler seiner Zeit war Anton Raphael Mengs, der am 12. März 1728 in Aussig geboren wurde und am 29. Juni 1779 in Rom starb. Er war ein brillanter Porträtmaler, von dem sich die Mächtigen Europas malen ließen, Papst Clemens XIII. genauso wie die Zarin Katharina, die Könige von Spanien und Sachsen und auch der preußische König Friedrich II., den die Preußen den Groß-

Das Wort Jesu in der Synagoge von Kapharnaum, dass der Prophet nichts in seiner Vaterstadt gelte, trifft auch für viele große Sudetendeutsche zu. Sie sind in weiten Teilen der Welt bekannt, nicht aber bei den eigenen Landsleuten. Wem ist bewusst, dass die Kamelienblume nach einem Brünner den Namen trägt und dass ein anderer Brünner der Benennung der Überschallgeschwindigkeit den Namen gab? Oder dass der Rumburger Ignaz Palme als erster den Weg zu den Nilquellen

ennen.

Schon Mengs Vater Ismael war ein begabter Maler und sogar sächsischer Hofmaler in Dresden. Er war Jude und erteilte dem Sohn Anton Raphael und seiner Tochter Concordia Malunterricht. Von ihm stammt das Bild der sogenannten Muttergottes von Aussig. 1741 nahm Ismael seinen erst 13-jährigen Sohn auf eine Reise nach Rom mit, wo er sich dem Studium der antiken Kunst und den Werken alter italienischer Meister widmete. Erst 1744 kehrten Vater und Sohn

nach Dresden zurück. Anton Raphael hatte so viel gelernt und gab solche Proben seines künstlerischen Könnens, dass er schon als 17-Jähriger zum Kabinettmaler am sächsischen Hof berufen wurde. Ein Jahr darauf reiste er abermals nach Rom, wo er die Römerin Margherita Guazzi heiratete und sich katholisch taufen ließ. Als er 1749 wieder in Dresden war, wurde er bald zum sächsischen Oberhofmaler ernannt. Italien ließ ihn aber nicht los. Über längere Aufenthalte in Venedig und Florenz kam er wieder nach Rom. Hier lernte er diesmal Johann Joachim Winckelmann kennen, der mit seinen Schriften und seiner Begeisterung für die Kunst der Antike Generationen von Kunstliebhabern in Deutschland prägte. In seiner „Geschichte der Kunst des Altertums“, die 1764 erstmals erschien, schreibt Winckelmann: *„Der Inbegriff aller beschriebenen Schönheiten in den Figuren der Alten findet sich in den unsterblichen Werken Herrn Anton Raphael Mengs, ersten Hofmalers der Könige von Spanien und von Polen, des größten Künstlers seiner, und vielleicht auch der folgenden Zeit. Er ist als ein Phoenix gleichsam aus der Asche des ersten Raphael erweckt worden, um der Welt in der Kunst die Schönheit zu lehren, und den höchsten Flug menschlicher Kräfte in derselben zu erreichen.“* 1755 wurde auch Papst Clemens XIII. auf Mengs aufmerksam. Er ließ sich von ihm nicht nur porträ-

tieren, sondern verlieh ihm auch den Titel eines Ritters vom Goldenen Sporn (Cavaliere di speron d'oro). In Neapel malte Mengs die Königsfamilie, wobei ihn König Karl VII. so schätzte, dass Mengs bald auch nach Madrid gerufen wurde, als Karl König von Spanien wurde (Karl III.). Nachdem Mengs 1760 in der Villa Albani in Rom das Deckenfresko „Der Parnass“ vollendet hatte, gestaltete er zusammen mit Giovanni Battista Tiepolo die Malereien im königlichen Palast in Madrid. Tiepolo ist uns bis heute bekannt durch sein großes Deckenfresko in der Würzburger Residenz. Wie gleichwertig Mengs damals gesehen wurde, zeigt die Tatsache, dass er und Tiepolo in Madrid ein gleich hohes Honorar erhielten. Es folgten weitere Rufe nach Neapel und Spanien, wo Mengs den jungen Goya kennen lernte, dessen Begabung er früh erkannte. Mengs schrieb 1762 ein Buch „Gedanken über die Schönheiten und den Geschmack“, das in vielen Akademien als Lehrbuch verwendet wurde.

Heute hängen seine Werke in den Galerien von Dresden und Bologna, im New Yorker Metropolitan Museum, in Madrid im Prado, im Pariser Louvre und in der St. Petersburger Eremitage. Dazu kommen noch die Deckenfresken wie in der Villa Albani in Rom, die „Allegorie der Geschichte“ im Vatikan und Deckengemälde im Palacio Real in Madrid. Mengs war Mitglied der Akademien von Rom, Madrid, Florenz, Vene-

dig, Genua, Bologna und Augsburg. Er starb bereits 1779 nach schwerer Krankheit und erhielt ein Grab in der Kirche Santissimi Michele e Magno in Rom unweit des Petersdomes. In den Uffizien des Vatikans, die Raffael ausmalte, wurde das Selbstbildnis von Mengs unter dem Bild Raffaels aufgehängt. Die Zahl derer, mit denen er korrespondierte und sogar befreundet war, ist groß und reichte von Winckelmann und der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth bis zu Casanova, der ihn in seinen berühmten Memoiren erwähnt, die er in Dux schrieb. Seine Porträtkunst war ebenso brilliant wie die typische barocke illusionistische Deckenmalerei. Obwohl ihn Winckelmann noch als „größten Künstler seiner, und

vielleicht der folgenden Zeit“ bezeichnete, verblasste sein Ruhm im 19. Jahrhundert. Aber als König Ludwig I. von Bayern für seine Walhalla bei Regensburg als Ruhmeshalle großer Deutscher die erste Auswahl der aufzustellenden Büsten machte, wählte er selbstverständlich auch Mengs aus. 1968 würdigte eine Münchner Dissertation von Monika Suttner „Die kunsttheoretischen Begriffe des Malerphilosophen A. R. Mengs“. 1979 erschien ein englisches Buch über ihn von Thomas Pelzel in New York und 1999 in München das zweibändige Werk über ihn von Steffi Röttgen, die 2001 auch für die Ausstellungen in Dresden und München den Katalog betreute.

Pfarrer Alois Hauk,

Vertriebenenseelsorger in Fulda von 1974 – 1984

Als ich im Juni 2008 mit meiner Frau zum wiederholten Mal in ihrer Heimat in Nordmähren war, suchte ich den Ort auf, in dem Pfarrer Alois Hauk vor der Vertreibung der letzte deutsche Geistliche war: Bergstadt, unweit von Römerstadt, zur deutschen Zeit ein Ort mit rund 1300 Einwohnern. Geboren am 25. März 1906 in Sternberg, wurde er am 05. Juli 1931 in Olmütz zum Priester geweiht. Als Kaplan wirkte er in Krönau bei Mährisch Trübau und in Mährisch Schön-

berg. 1938 übernahm er dann die Pfarrei in Bergstadt.

Die Aufnahme auf Seite 13 zeigt, dass das Kirchendach in Bergstadt – heute Horní Město – sanierungsbedürftig ist. Ein Außenanstrich wäre auch nötig. In das Kircheninnere kam ich leider nicht hinein. Im Frühjahr 1946 musste er die Heimat verlassen und kam zusammen mit vielen Pfarrkindern nach Mottgers im damaligen Kreis Schlüchtern, wo in der Diaspora eine Seelsorgestelle neu eingerichtet

worden war. In dieser schwierigen Zeit sah er sich nicht nur als Seelsorger, sondern setzte sich besonders für die Überwindung der Not der Heimatvertriebenen ein.

Im Bonifatiusboten von 1951 (Nr.16) wird in einem Artikel „Ein Werk vorbildlichen Gemeinschaftsgeistes und wagemutiger Selbsthilfe“ die Leistung von Pfarrer Alois Hauk in Mottgers beschrieben. Lassen wir den Text aus dem Bonifatiusboten sprechen, denn er zeigt stellvertretend für viele andere, wie sich die vertriebenen Geistlichen einsetzten, um die Not zu lindern: „Mit dem großen Flüchtlingsstrom aus dem Osten kamen im März des Jahres 1946 etwa 200 Heimatvertriebene aus dem Sudetenland nach dem am Fuße der Rhön im Sinnatal gelegenen Dorfe Mottgers. Ohne jede Habe und zunächst bar aller Hoffnung fanden sie in der kleinbäuerlichen, rein protestantischen Gemeinde Unterkunft. Viele von ihnen wurden in ehemalige Arbeitsdienst-Baracken eingewiesen, die in der Hitlerzeit auf einem dem Forstfiskus gehörenden Gelände errichtet worden waren.“

Weiter heißt es dann: „Mit den Flüchtlingen war auch Pfarrer



Hauk nach Mottgers verschlagen worden. Das Elend seiner Landsleute, ihre leibliche und seelische Not, ihre materielle Bedrängnis und ihre Hoffnungslosigkeit ließen ihm keine Ruhe, und er sann darüber nach, wie es möglich sei, den vom Schicksal so schwer Geschlagenen zu helfen. Das erste Erfordernis war, den aus ihrer Heimat Vertriebenen menschenwürdige Behausungen zu schaffen. Darüber hinaus galt es, ihnen in der neuen Heimat eine Existenzgrundlage zu bieten.“

„Wohnraum und Arbeit“ für seine Landsleute war sein Ziel. Sein Vorschlag, eine Siedlungsgenossenschaft zu gründen, fand lebhaft Zustimmung. Aber selbst wenn der größte Teil der Arbeiten in Selbsthilfe geleistet werden würde, woher sollten die Mittel herkommen, um die Baustoffe zu beschaffen? Über Kontakte mit dem Landrat in Schlüchtern und der Regierung in Wiesbaden gelang es ihm, Interesse für

sein Siedlungsprojekt zu wecken. Doch nach der Gewährung des Darlehens war das nächste Problem, die Baustoffe zu beschaffen. Trotzdem konnte bereits im September 1946 der erste Spatenstich getan werden. Im Oktober 1947 standen vier Doppelhäuser im Rohbau fertig. 1951 waren 15 Häuser fertiggestellt.

Erst danach ging Pfarrer Hauk daran, ein eigenes Gotteshaus zu bauen. In dem o. g. Artikel heißt es weiter: „In diesem Jahr soll noch ein Pfarrhaus gebaut werden und, wenn möglich, auch ein Notkirchlein. Zur Zeit wird der Sonntagsgottesdienst der katholischen Seelsorgestelle Mottgers, zu der auch die Flüchtlingsgemeinden in Weichersbach und Schwarzenfels - insgesamt etwa 500 Seelen - gehören, in der evangelischen Kirche in Mottgers abgehalten, die entgegenkommenderweise den Katholiken für diesen Zweck von dem evangelischen Pfarramt zur Verfügung gestellt worden ist.“

Doch auch um die Schaffung einer Existenzgrundlage für seine Leute hatte er sich bemüht. So konnte Mitte 1947 in Mottgers eine Weberei gegründet werden, für die Hauk beim Wirtschaftsministerium in Wiesbaden einen Aufbaukredit von 100 000 RM besorgte. So wurde er schließlich in der Diözese Referent für Siedlungsfragen. Auch zum Sprecher der sudetendeutschen Priester wurde er gewählt. Nach 17-jähriger Seelsorgetätigkeit in Mottgers übernahm er am 1. Mai

1963 nicht nur die Pfarrei auf der Amöneburg, er wurde dort auch Dechant. Zur Amöneburg führte er zahlreiche Wallfahrten der Heimatvertriebenen durch, jener Stätte, die der hl. Bonifatius im 8. Jahrhundert zum Stützpunkt für sein Missionswerk unter den Deutschen gemacht hatte. 1974 übernahm er nach dem plötzlichen Tod des zweiten Diözesanvertriebenenseelsorgers Paul Marx dieses Amt, das er bis 1984 innehatte. 1976 trat er in den „Unruhestand“, denn in Ebersburg-Ried unweit von Fulda war er noch lange Jahre Pfarradministrator in dieser Filialgemeinde.

Als Diözesanvertriebenenseelsorger kümmerte er sich sehr um seine vertriebenen Mitbrüder. Auf einer „Konferenz der Geistlichen aus den Vertreibungsgebieten“ am 7. Februar 1978 gab er einen Bericht über die Vertreibung und ihre Folgen, besonders weil durch die Schließung der philosophisch-theologischen Hochschule in Königstein eine Wende bedingt war. Er wies dabei u. a. auch darauf hin, dass mehr als ein Drittel des gesamten Diözesanklerus aus den Vertreibungsgebieten stamme. In dem Bericht heißt es z. B.: „Es kann nicht geleugnet werden, daß es die heimatvertriebenen Priester in unserem Bistum von Anfang an nicht leicht hatten. Einigermmaßen erträglich erging es noch jenen, die aus den Diözesen des ehemaligen Deutschen Reiches kamen und in ihren Ordinarien einen gewissen Rückhalt fanden. Übel dran aber waren jene, die aus Diözesen der

Erblände der ehemaligen Österreichisch-Ungarischen Monarchie kamen. Sie wurden oft nicht voll genommen und samt ihren Gläubigen als böhmisch-katholisch abgestempelt.“ So war man damals nicht in der Lage, dem vertriebenen Generalvikar von Leitmeritz, Dr. Franz Wagner, „einen entsprechenden Wirkungskreis zu vermitteln.“ Als Kaplan dem Pfarrer in Schlüchtern zugeteilt, kehrte er der Diözese Fulda den Rücken und zog nach Bamberg. „Viele Jahre blieb bis auf ganz wenige Ausnahmen, den Heimatvertriebenen der Zugang zu Pfarrstellen verschlossen.“ 1958 wurde Hauk in dieser Angelegenheit beim damaligen Generalvikar Adolf Bolte vorstellig. Daraufhin wurde auf Dekanatskonferenzen zur Kenntnis gebracht, daß auch Heimatvertriebenen die Pfarrstellen offen stünden. Zwölf Jahre nach der Vertreibung!

Ich habe 1998 diese Stellungnahme an den ebenfalls aus Nordmähren stammenden Pfarrer Emil Wanke gesandt. Dessen Antwort: „Die Tatsachen, die von Pfr. Hauk aufgezählt werden, seine Klagen und Beschwerden, kann ich in der Tat nicht leugnen, aber eine deutliche und spürbare

Zurücksetzung seitens des Bischofs oder Generalvikars kann ich nicht bestätigen. ... Dechant Leo Herbert hat uns heimatvertriebene Priester (im Dekanat Hersfeld) sehr wohlwollend behandelt!“ Pfarrer Wanke endet mit der Bemerkung: „Der Situationsbericht des verewigten Pfarrer A. Hauk mag sich wohl auf die Zeit beziehen, da wir heimatvertriebenen Priester allesamt einen schweren Stand hatten, zumal wir in der Tat mit ‚leeren‘ Händen kamen.“

Am Geschehen in der Sternberger Heimatgemeinschaft nahm Hauk seit der Vertreibung Anteil, und die Landsleute freuten sich jedes Mal, wenn er beim Heimattreffen in der Patenstadt Günzburg in seiner würdigen Art mit ihnen den Gottesdienst feierte. Der Sternberger Heimatverein ernannte ihn 1988 zu seinem Ehrenmitglied. In seiner Ruhestandszeit bemühte er sich sehr, den Christen in seiner alten Heimat zu helfen. In seinem Nachlass befindet sich darüber ein reger Briefwechsel, über den in einem weiteren Artikel berichtet werden soll.

Wilhelm Böhm

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin durch
Ihre Spende!**

Schönstatt und der Osten

Vielen ist die heute weltweit vertretene Schönstatt-Bewegung bekannt, deren Schwestern und Priester in vielen Ländern im Dienste der Kirche stehen, auch in Tschechien und anderen östlichen Ländern.

Ein sudetendeutscher Pater, Chrysostomus Grill aus Stein im Böhmerwald, hat sich um die Ostkontakte Schönstatts verdient gemacht, slawische Sprachen gelernt und gibt den Rundbrief „Schönstatt Osten“ heraus. Er steht damit in einer sudetendeutschen Tradition, denn schon unmittelbar nach dem Krieg hat der aus der Erzdiözese Olmütz stammende Pater Josef Barton seit 1947 versucht, Heimatvertriebene in Schönstatt zu versammeln.

Im Juli 1947 wurde die erste Exerzitenwoche für Vertriebene abgehalten, bei der man den meisten Teilnehmern noch die Last und das Leid der Vertreibung ansah. Intensiv wurde versucht, die Vertreibung nicht nur vom Menschen, sondern von Gott her zu sehen.

„Wenn etwas zeigt, wes Geistes Kind die Humanität unseres Jahrhunderts ist, dann die Verträge, durch die man Millionen Menschen total enteignete und in die Fremde jagte, von allen anderen Verbrechen, die damit zusammenhängen, ganz zu schweigen. Eine Menschheit, die Gott ausgebürgert hat, wird

Menschenrechte immer umbiegen, wie es ihr gerade paßt“, so schrieb damals Pater Josef Barton.

Er war am 17. September 1912 in Wagstadt geboren. 1937 wurde er zum Priester geweiht. Er war später auch Spiritual am Priesterseminar in Königstein und starb bereits 1982. Um das Erlebnis der Exerzitenwoche von 1947 nicht untergehen zu lassen, gründete er in Schönstatt eine Gebets- und Opfergemeinschaft der Heimatvertriebenen. Sie wurde für Tausende ein fester Halt in der Haltlosigkeit jener Zeit. In Rundbriefen hielt Pater Barton Kontakt zu den Mitgliedern und Freunden, die er auch in Kursen und Einkehrtagen sammelte. Er wollte mit der Gemeinschaft das Kreuz der Vertreibung deuten und fruchtbar machen. Barton betonte immer wieder, dass der Mensch in Gefahr sei, das Kreuz zu entwerten. Nur im Glauben ist der Mensch fähig, es als wertvoll und gnadenreich zu erleben.

So erschien das Gebetbüchlein *„Ausgegossen wie Wasser – Lasset uns werden eine heilige Flut“*. Es wollte ein „Lese- und Gebetbüchlein“ sein, das helfen sollte, dem auferlegten Kreuz gerecht zu werden. Vieles hat uns darin auch heute noch etwas zu sagen, vor allem die Gedanken über die Heimatlosigkeit und das Kreuz. „Ausgegossen wie Wasser“- Dieses Psalmwort übertrug Pater Barton

auf die Vertriebenen. Aber er rief sie auch auf, eine heilige Flut zu werden. Symbol dafür war ein Weihwasserbecken, das die Vertriebenen 1950 als Weihgabe in der Gnadenkapelle in Schönstatt aufstellten.

Das Gebetbüchlein erlebte eine zweite Auflage, in der Barton die Gedanken des Psalmtitels noch vertieft.

Er schreibt, *„daß wir alles daran setzen sollen, um unsere Vertreibung zu einem Segen werden zu lassen. Wir mögen nun festhalten, daß die Heimatlosigkeit um so verheerender wirken muß. Je mehr sie äußerlich verdeckt bleibt. Wunden, die äußerlich heilen, ohne daß der Fäulnisherd beseitigt wird, werden lebensgefährlich. Äußere Bereinigung der Heimatlosigkeit*

ohne innere Beheimatung müßte ähnliche Folgen zeitigen. Deswegen unser Bestreben, die Beheimatung der Seelen zu fördern, so gut wir können.“

Das gilt auch und besonders für die heutige Zeit, die immer mehr ihre Mitte verliert, weil sie das Kreuz und damit Gott aus dem Leben verdrängen will. Diese Haltung manifestiert sich im Urteil über die Kreuze in den Schulen und der Weigerung, einen Bezug auf die christlichen Wurzeln Europas in die EU-Verfassung aufzunehmen.

Eine überarbeitete Neuauflage des Gebetbüchleins von Pater Barton wäre ein echter Beitrag zur Vertriebenenenseelsorge.

Rudolf Grulich

Wenig bekannte Tatsachen über Mutter Teresa

Zum 100. Geburtstag der seligen Mutter Teresa berichtete Professor Rudolf Grulich im Institut für Kirchengeschichte in Nidda über einige wenig bekannte Tatsachen aus dem Leben der Seligen, die schon zu Lebzeiten als Engel der Sterbenden in Kalkutta, als Ordensgründerin und Friedensnobelpreisträgerin in aller Welt bekannt war. Er machte darauf aufmerksam, dass es Pater Werenfried van Straaten, der Gründer von KIRCHE IN NOT war, der sie nicht nur über mehrere Jahrzehnte hinweg unterstützte, sondern sie

auch in Europa bekannt machte, seit er sie das erste Mal auf seiner Asienreise im Jahr 1959 besucht hatte.

In seinem Buch „Sie nennen mich Speckpater“ berichtete Pater Werenfried sehr betroffen von seinen Erlebnissen in Kalkutta. Der als Speckpater bekannte Prämonstratenser prangerte darin die Unmenschlichkeit an, die er in Indien erlebt hatte. Zugleich drückte er seine Bewunderung für die Arbeit von Mutter Teresa und der von ihr gegründeten Ordensgemeinschaft „Missionarinnen der Nächstenliebe“ aus. Bei sei-



Pater Werenfried bei Mutter Teresa

ner ersten Begegnung mit Mutter Teresa in Kalkutta nutzte Pater Werenfried die Gelegenheit, ein sterbendes Kind zu taufen: „Niemand hat es gemerkt. Ich gab ihm den Namen Werenfried. Zehn Minuten später war der „kleine Werenfried“ tot. Nach den Aussagen Grulichs ist Pater Werenfried der eigentliche „Entdecker“ Mutter Teresas. Er machte sie und ihr Wirken nach seiner Indienreise in Europa bekannt.

Mutter Teresa hieß mit bürgerlichem Namen Gonxha Bojaxhiu. Ihr Vorname Gonxha kann mit Rosa übersetzt werden; der türkische Familienname bedeutet „Färber“. Als sie am 26. August 1910 geboren wurde, war sie eine osmanische Staatsbürge-

rin und ihre Geburtsstadt Skopje stand noch unter der Herrschaft des Sultans in Konstantinopel. Erst im Jahr 1912 wurde sie nach dem Ersten Balkankrieg serbisch und gehörte dann nach dem Ersten Weltkrieg zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, das seit 1929 Jugoslawien hieß. Heute ist Skopje Hauptstadt der Republik Mazedonien.

Entgegen der üblichen Darstellung ihrer Biografen war die albanisch-katholische Familie Mutter Teresas nicht arm. Ihr Vater Kole (Nikolaus) war ein weit gereister Kaufmann, der außer Albanisch und Serbisch auch Türkisch, Italienisch und Französisch sprach. Auf seinen Geschäftsreisen kam er bis nach Arabien und Ägypten. Die Familie war begütert. Täglich bekam eine Reihe von Armen der Stadt von ihr etwas zu essen, um zu überleben. Der Vater starb schon im Jahre 1919, als Gonxha erst neun Jahre alt war. Der einzige Sohn Lazar ging nach dem Tode des Vaters als Geschäftsmann in den neu entstandenen Staat Albanien, wohin ihm 1934 auch die Mutter Drana und die Schwester Age folgten. Gonxha hatte bereits mit 18 Jahren Skopje verlassen und war als Novizin der Loreto-schwestern unter ihrem neuen Ordensnamen Teresa über Irland nach Indien gereist. Bei einer Volksmission, die kroatische und

slowenische Jesuiten in Skopje durchgeführt hatten, war die Berufung zur Missionarin in der jungen Frau geweckt worden.

Während ihr Bruder Lazar 1939 in Folge der Besetzung nach Italien kam und wegen der Kriegseignisse bis zu seinem Tod im Jahr 1969 in Palermo blieb, mussten Mutter und Schwester in Albanien bleiben. Age war als Übersetzerin und Radiosprecherin in Tirana tätig. Beide Frauen erlebten die blutige kommunistische Verfolgung der Nachkriegszeit und die Erklärung Albaniens zum ersten atheistischen Land der Welt durch Enver Hoxha vor vierzig Jahren.

Die Mutter starb am 12. Juli 1972, die Schwester kurz darauf. Alle Versuche Mutter Teresas, über große Politiker wie John F. Kennedy, Charles de Gaulle oder Indira Gandhi eine Möglichkeit zu finden, die beiden noch einmal sehen zu können, wurden damals von den Behörden in der albanischen Hauptstadt Tirana abgelehnt. Mutter Teresa war es sogar untersagt, die albanische Gesandtschaft in Rom zu betreten. Ein Augenzeuge, der Priester Ljush Gjergj, berichtete Grulich, dass er Mutter Teresa nur einmal weinen sah: Sie hatte Tränen in den Augen, als sie vor der diplomatischen Vertretung Albaniens in Rom bereits am Eingang abgewiesen wurde. Zu ihrer Begleitung sagte sie: „Es gibt in dieser Welt Mauern, die auch die Liebe nicht übersteigen kann.“ Im Jahr 1950 gründete Mutter Teresa

die Gemeinschaft der „Missionarinnen der Nächstenliebe“. Die bedeutendsten Auszeichnungen für Mutter Teresa waren der Balzan-Preis für Humanität, Frieden und Brüderlichkeit unter den Völkern im Jahr 1978 und der Friedensnobelpreis ein Jahr später. Nach ihrem Tod beschleunigte Papst Johannes Paul II. das Seligsprechungsverfahren. Er nahm diese Seligsprechung selbst am 19. Oktober 2003 vor. In einem Gespräch mit Kölns Erzbischof Joachim Kardinal Meisner sagte der Heilige Vater, es könne um die Kirche nicht so schlecht bestellt sein, wenn sie Frauen und Männer wie Mutter Teresa und Pater Werenfried hervorbringe.

Professor Grulich machte auch darauf aufmerksam, dass die junge Gonxha Bojaxhiu schon sehr früh bei den Wallfahrten ins Marienheiligtum von Letnica auf dem Kosovo ihre Berufung zur Ordensfrau spürte. Über die Zeit, als ihre Mutter und Schwester in Albanien leben mussten, brachte Grulich Tatsachen aus den Memoiren des jugoslawischen Diplomaten Arso Milatović, der in seinen Erinnerungen „Fünf diplomatische Missionen“, die 1985 in Zagreb erschienen waren, über seine Zeit im diplomatischen Dienst in Italien, Bulgarien, Albanien, Rumänien und Polen berichtete. Er schrieb auch über die Zeit, als Albanien unter Enver Hoxha der erste atheistische Staat der Welt war. Damals war – so Milatović



Ein Denkmal für Mutter Teresa steht auch in Rom

– „als unsere Übersetzerin von den albanischen Behörden die Albanerin Aga Bojadžieva, eine jugoslawische Bürgerin, abkommandiert, die leibliche Schwester von Mutter Teresa Gondja, eine Ordensfrau in Indien, die den Friedensnobelpreis erhielt. Aga war einige Jahre Presseübersetzerin unserer Botschaft in Tirana, aber sie wurde 1962 verhaftet, weil sie nicht für die albanische Polizei arbeiten wollte. Später war sie im Lager interniert, wo sie auch starb.“ Grulich zitierte den jugoslawischen Diplomaten weiter: „Eines Tages brach Aga in unserer Botschaft in Tränen aus, als sie eine Meldung aus der alba-

nischen Parteizeitung übersetzte. Sie erklärte, dass sie wegen einer Freundin weine, die als Schwangere zum Tode verurteilt und erschossen wurde. Als man sie in den Gefängnishof zur Hinrichtung führte, legte sie die Hände auf den Bauch und schrie: ‚Tötet mir nicht mein Kind, es bewegt sich schon, ich bin im sechsten Monat.‘“

Nach der Wende ist Mutter Teresa auch in Albanien Gerechtigkeit widerfahren. Nach den Worten Grulichs ist sie heute eine Nationalheldin. Ihr wurden schon vor der Seligsprechung Denkmäler errichtet und auch der Flughafen in Tirana trägt heute ihren Namen. In Albanien wurde der Tag der Seligsprechung von Mutter Teresa als Nationalfeiertag begangen, an dem Behörden und Schulen geschlossen blieben. Die Regierung stiftete auch einen Mutter-Teresa-Orden. In ihrer Geburtsstadt Skopje steht ein Denkmal in der Nähe ihres nicht mehr bestehenden Geburtshauses. Weitere Denkmäler finden sich auch in Albanien und in verschiedenen Städten mit großem albanischem Bevölkerungsanteil in Mazedonien, Kosovo und Südserbien. Zu ihrem zehnten Todestag im Jahr 2007 wurden vor dem Mutter-Teresa-Flughafen in Tirana sowie in Manchester von der albanischen Landsmannschaft in England Statuen eingeweiht.

Matthias Dierßen

Die Uraufführung von Beethovens Missa Solemnis erfolgte in Warnsdorf

Das nordböhmische Warnsdorf ist als „nordböhmisches Manchester“ ein Zentrum der Textilindustrie gewesen und war auch als Sitz eines altkatholischen Bischofs bekannt. Warnsdorf ist aber auch in die Musikgeschichte eingegangen, denn hier wurde 1830, vor 180 Jahren, Beethovens Missa Solemnis in der Pfarrkirche zum ersten Male aufgeführt. Dies ist dem Warnsdorfer Oberlehrer Johann Vinzenz Richter zu verdanken, .

Richter ist 1788 in Warnsdorf geboren und stammte aus einer musikalischen Familie. Sein Onkel Josef Schubert schrieb vier Opern und zahlreiche andere Kompositionen und starb 1812 als Hofmusiker in Dresden.

Johann Vinzenz Richter selber lehrte in Warnsdorf zunächst als Hilfslehrer an der Seite seines Vaters, bis er dessen Posten als Lehrer und Kirchenmusiker übernahm. Durch sein jahrzehntelanges Wirken hat er die Musikgeschichte seines Heimatortes entscheidend geprägt, denn er „lebte für die Musik“, wie ein früher Biograph Richters schreibt: „Er brachte die Warnsdorfer Kirchenmusik bald auf eine bedeutende Höhe.“ So studierte er Mozarts „Requiem“ ein,



Beethoven schrieb die Missa Solemnis für den Erzherzog und Erzbischof Rudolf von Olmütz

Werke von Hummel und Haydn, sowie Oratorien von Händel und anderen großen Komponisten.

Seine größte Leistung aber war die erste liturgische Aufführung der „Missa Solemnis“ von Beethoven am 29. Juni 1830 in der Pfarrkirche von Warnsdorf. Beethoven hatte diese Messe ursprünglich zur Inthronisation des Olmützer Erzbischofs Erzherzog Rudolf von Österreich komponiert, doch zog sich die Fertigstellung und Übergabe des Manuskriptes an seinen Mäzen bis 1823 hin. Beethoven hatte dabei mit diesem Werk mehr an ein festliches Konzert gedacht als an eine Messe im herkömmlichen Sinne. Sie ist das Werk, das Beethoven selbst als sein größtes ein-

schätzte, wie er 1823 betonte. Sie erschien erst nach Beethovens Tod 1827 im Druck und ist zu Lebzeiten des Komponisten nie vollständig aufgeführt worden. Er selber erlebte nur am 7. Mai 1824 auf der „Großen musikalischen Akademie des Herrn L. van Beethoven“ im k.k. Kärntner-Theater in Wien, dass einzelne Teile der „Missa Solemnis“ auf dem Programm standen.

In St. Petersburg soll die Messe 1824 als Konzert aufgeführt worden sein. Fürst Nikolaus Galitzin, der ein Verehrer und Mäzen Beethovens war, hatte in Wien eine Abschrift der Partitur erworben und der Petersburger Philharmonischen Gesellschaft geschenkt. Doch ist dieses Konzert in Unklarheiten gehüllt: Wir haben keine glaubwürdigen Quellen darüber und wissen nicht, ob es die vollständige Messe war und das Konzert öffentlich stattfand, so dass allgemein die drei Aufführungen vom 29. Juni, 30. Juni und 1. Juli 1830 in der Pfarrkirche von Warnsdorf die ersten vollständigen nachweisbaren liturgischen Aufführungen in der Öffentlichkeit darstellten. Erst 1835 kam es in Pressburg im St. Martins-Dom zu einer weiteren Aufführung, zu deren 100. Jahrestag am Dom eine Gedenktafel angebracht wurde. Dann trat die „Missa Solemnis“ ihren Triumphzug in alle europäischen Musikmetropolen an: Dresden 1839 und 1843, Köln 1844, Wien, Bonn, Leipzig 1845, Prag 1856 und so weiter.

Die Warnsdorfer Uraufführung war das Werk von Laien, die Richter um sich sammelte, mit denen er intensiv übte und die für ihre Leistungen allgemeinen Beifall erhielten. Ein Handzettel von 1830 führte alle Mitwirkenden auf: Als 1. Dirigent fungiert „Herr Johann Vinzenz Richter, Schul-lehrer in Warnsdorf. 2. Dirigent: Herr Franz Schuchanek, Musikmeister in Zittau.“ Die Solisten stammten alle aus Warnsdorf, doch finden wir unter den 36 Mitglieder des Chores und den 47 Musikern nicht nur Bürger Warnsdorfs, sondern auch aus 17 verschiedenen Gemeinden der Umgebung. Sie kamen aus Schluckenau und Georgswalde, aber auch aus Friedland, Reichenberg und aus dem benachbarten Sachsen.

Richters Sohn Pius erinnert sich noch 1892 im hohen Alter als Hoforganist und Hofkapellmeister in Wien „sehr gut an die Lob-sprüche, die meinem Vater, dem Leiter des gewaltigen Unternehmens für das Gelingen desselben gezollt wurden.“ Auch der Musikpädagoge Josef Proksch, zu dessen Schülern Friedrich Smetana gehörte, war damals dabei und bezeichnete „die Aufführung als wohl gelungen. Aus dem innigen Zusammengreifen der Mitwirkenden und dem richtigen Auffassen einzelner Stellen merkte man, daß die aus allen vier Enden zusammengekommenen Musiker von Eifer, Aufmerksamkeit und Liebe für das Werk beseelt waren.“ Auch die „Wiener All-

gemeine Theaterzeitung“ sprach von „vortrefflichem Gelingen dieses mit Geist und Kraft vorgetragenen größten Meisterwerkes der Kirchenmusik“ und drückte die Hoffnung aus, „daß die Kirchenmusik auf dem Lande auch in anderen Provinzen zu einem ähnlichen Grade von Vollkommenheit gebracht werden möge.“

In Warnsdorf blieb die Erinnerung an dieses Ereignis lebendig. Zum 100. Jahrestag wurde

1930 die Aufführung wiederholt, wobei Richters Enkelin aus Wien das Violinsolo spielte und andere Nachkommen Richters anwesend waren.

Auch im heute tschechischen Warnsdorf ist Richter nicht vergessen. Am 28. Oktober 1968 wurde wieder an der historischen Stätte die „Missa Solemnis“ aufgeführt und eine Gedenktafel an der Kirche angebracht.

Rudolf Grulich

Wallfahrt auf den heiligen Berg Hostein

Zahlreich sind die Wallfahrtsorte in Mähren. Da sind neben Velehrad und dem Heiligen Berg bei Olmütz auch Altwasser und Dub im gemischtsprachigen Gebiet der alten Markgrafschaft zu nennen. Gern besuchten auch die 1946 vertriebenen Deutschen Mährens Sloup in der Mährischen Schweiz und noch mehr Kiritin mit seinem prächtigen Gotteshaus und der noch prachtvolleren Innenausstattung. Eine Sonderstellung hat der heilige Berg Hostein, 50 Kilometer südöstlich von Olmütz, rund 20 Kilometer von Prerau entfernt. 1992 wurde die Wallfahrt 750 Jahre alt. Als am Vorabend des Ersten Weltkrieges in Wien der Pfarrer im Ruhestand Alfred Hoppe sein neunhundert Seiten in Großformat umfassendes Lebenswerk „Des Österreichers Wallfahrtsorte“ in Druck gab, reihte er die Wallfahrtsorte nach der Zahl der

ausgeteilten Kommunionen im Jahr auf. Hostein zählte schon damals - 1913 - zu den größten Wallfahrtsorten Österreichs. Vor ihm rangieren bei Hoppe in Böhmen nur der Heilige Berg bei Přebram und Philippsdorf. Hinter Hostein folgten bei ihm sogar der Muttergottesberg bei Grulich und andere bekannte Pilgerstätten.

Der Hostein war den deutschen und tschechischen Mähren ans Herz gewachsen, weil sie wie alle katholischen Ostdeutschen und wie auch die Slawen Maria besonders verehrten, aber auch, weil schon die Landesapostel Mährens, Cyrill und Method, auf dem Berg das Kreuz Christi anstelle eines heidnischen Bergheiligtums aufstellten. Der heilige Method selbst soll in der Krone einer mächtigen Linde die erste Muttergottes-Ikone zur Verehrung angebracht haben, die dann bald in einer von ihm errichteten



*Die Wallfahrtskirche auf dem
Hostein*

Kapelle ihren Platz fand. Im Mähren der Nachkriegszeit, vor dem die Kirchenverfolgung der Prager kommunistischen Machthaber nicht Halt gemacht hatte, waren die alten Pilgerströme schwach geworden. Aber immer noch zogen die Wallfahrer in fünfständigem Marsch von Prerau hierher oder von der Bahnstation Bystritz, von wo aus sie in nur einer Stunde den sogenannten Heiligen Brunnen erreichten. Von ihm führen 262 Stufen zur Kirche empor. Seit 1887 hatten vier Jesuiten die Wallfahrt betreut. 1913 zählt Hoppe 600 Messen auswärtiger Priester im Jahr, 300 geschlossene Prozessionen kamen damals auf den Berg, insgesamt 200 000 Wallfahrer.

Die derzeitige Situation nach der Samtenen Revolution von 1989 und dem EU-Beitritt Tschechiens lässt uns auf dem Weg über die vielen Stufen zum Berg empor die Gedanken in die Geschichte zurückschweifen, die dem Hostein viel Not brachte. Im Jahre 1241 belagerten die Mongolen den Berg. Damals hatten deutsche und polnische Ritter bei Liegnitz den Eroberungsvorstoß der Nachfahren Dschingis-Khans gestoppt. Die Tataren fielen daraufhin in Mähren ein, standen vor Olmütz und hatten ein Heer, das sich bei Hullein in kühnem Durchbruch ihrem Morden entzog, auf dem Berg eingeschlossen. Während in Olmütz Jaroslav von Sternberg mit 12 000 böhmischen und mährischen Rittern einer gewaltigen mongolischen Übermacht trotzte, quälte die Verteidiger auf dem Hostein hinter ihren aufgeworfenen Erdwällen und Verhauen der Durst, da damals im Juni eine lange Dürre herrschte. Der Reiterführer Vneslav, der bei Hullein den Durchbruch gewagt hatte, fiel im Kampf. Andere rieten bereits zur Übergabe, als dann in einem gewaltigen Unwetter die Verteidiger vom Himmel Wasser erhielten, die Zeltstadt der Tataren aber durch Blitz und Sturm zerstört wurde.

Das dankbare Volk vergrößerte daraufhin die Kirche. Ein Votivbild wurde gestiftet, das die Helferin der Christen zeigte, die als Schutzmantelmadonna das mährische Land behütet. Fast 400 Jahre pilgerten from-

me Mährer hierher, bis 1620 der damalige Herr von Bystritz, Wenzel Ritter von Bitowsky, Kirche und Motivbild zerstören ließ. Es war der selbe Wenzel, der auch den heiligen Johannes Sarkander in Olmütz zum Tode verurteilte.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden wieder neue Kapellen errichtet: an der heiligen Quelle und auf dem Berg. 1721 begann man dann mit einem großen Bau, der 1748 feierlich eingeweiht wurde. Doch schon 1787 verbot Kaiser Joseph II. die Wallfahrten und bestimmte in einem Dekret, dass die Kirche überflüssig und deshalb abzutragen sei.

Das Gnadenbild übertrug man in die Pfarrkirche nach Bystritz, das Dach der Kirche wurde abgerissen, um Regen und Schnee das Zerstörungswerk zu überlassen. In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erhielten aber die Gläubigen, die weiter zum Hostein pilgerten, die Erlaubnis zur Wiederherstellung des Heiligtums. Am 2. Juli 1845 wurde im Beisein von 50 000 Pilgern die Kirche neu eingeweiht. Der eigenartige Rundbau ist von einer Kuppel überdeckt, die von zwei Türmen kaum überragt wird. Rechts und links des einfachen Säulen-Hochaltars sehen wir Cyrill und Method, die Landespatrone Mährens, die am 30. Dezember 1980 der slawische Papst Johannes Paul II. auch zu Patronen ganz Europas erhoben hat. Auf dem Hochaltar thront die siegreiche Jungfrau vom Heiligen Hostein: eine über-

lebensgroße Statue, den Mond zu Füßen, den Jesusknaben im Arm, von dem die Blitze ausgehen, die sich gegen die Tataren richten. Die Kirche steht nicht auf dem höchsten Punkt des Berges mit seiner seltenen Schönheit. Dorthin führt ein Kreuzweg, an dessen 14. Station man am Fuß eines Aussichtsturmes beten kann. Zahlreiche Kapellen schmücken außer der Kirche diesen Berg.

Die Jesuiten mußten 1950 den Berg verlassen. Ihr Orden war ebenso wie die anderen Ordensgemeinschaften und Kongregationen seit 1950 in der Tschechoslowakei verboten. Nach dem kurzen Prager Frühling von 1968, als die Wallfahrten wieder zunahmen, herrschte auch in Mähren bis 1989 das eisige Klima der Kirchenunterdrückung. Aber immer pilgerten Gläubige zur blitzschleudernden Himmelskönigin und Schutzpatronin im Strahlenglanz. Viele beteten in der überkuppelten Rundkirche das alte Gebet, das auch auf der großen Hauptbordüre des Kuppelgesimses steht: „Sei gegrüßt, du siegreiche Schutzfrau Mährens, bleib auch ferner Mutter deines Volkes“. In der wiedergewonnenen Freiheit für die Kirche Mährens hat auch der heilige Berg Hostein wieder seine Bedeutung gewonnen. Immer mehr Pilger kommen hierher. Der 1991 verstorbene Metropolit von Mähren und Erzbischof von Olmütz František Vaňak wollte hier auch begraben werden.

Rudolf Grulich

Olmütz und der Heilige Berg

Als in den Siebziger Jahren in Deutschland die Memoiren des tschechischen Politikers und späteren italienischen Parlamentsabgeordneten Jiří Pelikan in deutscher Sprache erschienen, gab der (west)deutsche Verlag, der dieses Buch unter dem Titel „Ein Frühling, der nie zu Ende geht“ veröffentlichte, als Geburtsort des Verfassers „die tschechische Kleinstadt Olomouc“ an. Nichts zeigt wohl deutlicher, daß das einstmals deutsche Olmütz, bis ins 18. Jahrhundert hinein noch königliche Hauptstadt, der Vergangenheit angehört. Diese Vergangenheit aber spürt man mit jedem Schritt im heutigen Olomouc, das Sitz eines Erzbischofs ist und wegen seines Domes und seiner Kirchen, wegen der Sarkander-Kapelle und des nahegelegenen Heiligen Berges in der neuen Tschechischen Republik nicht nur von Touristen, sondern auch von immer mehr Wallfahrern besucht wird. Mittelpunkt der Stadt sind immer noch die beiden Ringplätze, die nach der „Samtenen Revolution“ wieder Oberring und Niederring und nicht mehr Platz des Friedens und Platz der Roten Armee heißen.

Das Rathaus und die Patrizierhäuser erinnern an stolze Zeiten der Stadt, am Rathaus insbesondere das prächtige Renaissance-Portal und die wunderbare Loggia aus dem Jahre 1564. Am

Oberring liegt auch das Theater, wo einst der Komponist Gustav Mahler oder auch die Schauspielerinnen Tilla Durieux ihre gefeierten Laufbahnen begannen. Von der alten Dame des Theaters, Tilla Durieux, haben wir eine Schilderung der Stadt aus dem Jahre 1901: „Olmütz sah aus wie von einem Kind aus der Spielzeugschachtel aufgestellt. Allerdings hatte es darüber reichlich Staub gestreut. Tag und Nacht lag über den Spielzeughäuschen der Duft der berühmten Olmützer Quargeln, kleiner, runder, stark riechender Käs'chen, die von hier aus ihren Siegeszug über die österreichisch-ungarische Monarchie angetreten hatten. Inmitten der Häuschen stand ein hübsches großes Theater, erstaunlich zunächst, aber dann verständlich, gedachte man der reichen Tuchfabrikanten, die dort lebten und der Offiziere der Garnison, die täglich um 12.00 Uhr mit Todesverachtung den Kampf mit den Katzenköpfen aufnahmen, um zu sehen und gesehen zu werden.“

Alte Olmützer werden der berühmten Schauspielerin ihre Einseitigkeit verzeihen, die für sie das Theater – und nicht die vielen sakralen Bauwerke zum Mittelpunkt von Olmütz machte.

Mehr als der 1830 von dem Wiener Architekten Kornhäusel errichtete Theaterbau fesselt die Dreifaltigkeitssäule unsere Aufmerksamkeit, die mit einer Höhe

von 36 Metern und mit ihren 18 vergoldeten Kupferstatuen die größte und schönste ihrer Art in der ganzen heutigen Tschechischen Republik und sogar des alten Österreichs ist, ja die größte der Welt. Die Säule, die meisterhaft gefertigten vielen Brunnen, die Rathausuhr, die leider 1945 zerstört wurde und vom neuen Regime schlecht und verfälscht restauriert wurde, dazu Kirchen und Klöster, bieten uns ganze Lektionen mährischer Geschichte. Man hat Mähren als Land des Ausgleichs, als Land der friedlichen Widersprüche bezeichnet, als Grenzland ohne natürliche Grenzen, allen Einflüssen von außen offen, als ein Land, dessen Bewohner mit ihrem Gefühl für Maß und Toleranz stets die Widersprüche verbanden und zum Ausgleich brachten, selbst die nationalen Gegensätze, die man im sogenannten „Mährischen Ausgleich“ von 1905 regelte, was in Böhmen nicht mehr gelang. Die Olmützer vertreten diesen mährischen Menschentyp am deutlichsten. „Das Volk und die Einwohner dieser Stadt begegnen Fremden mit unglaublicher Menschlichkeit, wovon ich selbst eine gute Erfahrung gemacht habe, als ich unter ihnen weilte“, schreibt der englische Reisende Samuel Lewkenor schon im Jahre 1600.

Vom Oberring ist es nicht weit zur Mauritiuskirche, deren starke Türme unvollendet geblieben sind, aber von ihrer Höhe eine weite Aussicht erlauben. In der



Foto: Adolf Winkler

Die Gruppe der drei göttlichen Personen auf der Dreifaltigkeitssäule in Olmütz. Diese Säule ist die größte Dreifaltigkeitssäule der Welt und gehört zu den zahlreichen UNESCO-Weltkulturerbestätten der Tschechischen Republik

Kirche befindet sich die größte Orgel der Tschechischen Republik. Die Aussicht vom Turm ist überwältigend. Die Hana, die fruchtbare Ebene um Olmütz, erstreckt sich um die Stadt, nordöstlich sieht man den Heiligen Berg mit seiner großen Wallfahrtskirche. Auch bei den Tschechen heißt er heute wieder heilig: Svatý Kopeček, Heiliger Berg. Die Kommunisten, die 1948 die Macht an sich rissen und sofort mit der härtesten Verfolgung in

der mährischen Geschichte begannen, strichen kurzerhand das Wort „Svatý“, so dass nur die Benennung „Berg“ blieb. Unter der Unterdrückungspolitik des Gottwald-Regimes hatte die Kirche in Olmütz hart gelitten.

Wenn wir von der Mauritiuskirche weitergehen in Richtung Dom, kommen wir an der Palacký-Universität vorbei. Sie wurde 1946 gegründet, aber schon 1673 hatten die Jesuiten in Olmütz eine Universität errichtet. In ihrem 1675 errichteten Gebäude wurde später die Theologische Fakultät untergebracht, die die Universitätstradition der alten mährischen Hauptstadt ununterbrochen bewahrte, aber dann 1950 ebenfalls ein Opfer des Kirchenkampfes wurde.

Im Prager Frühling wurde 1968 für kurze Zeit hier wieder eine Filiale der Theologischen Fakultät Leitmeritz erlaubt, aber bereits 1971 wieder geschlossen. Erst 1990 erstand die Fakultät als Teil der Universität wieder und durfte auch wieder ein Priesterseminar errichtet werden.

Bis zum Ausgang des Ersten Weltkrieges war Olmütz unumstritten die bedeutendste Schulstadt Mährens und Schlesiens gewesen. Richard Zimprich hat uns Olmütz wieder in einer empfehlenswerten Publikation ins Bewusstsein gerufen und an die fast vergessene deutsche Schultradition in Olmütz erinnert: Neben der alten Jesuitenuniversität muss das k. k. Lyzeum genannt werden, die Tradition der k. k. Fran-

zensuniversität im 19. Jahrhundert, die Mährische Ständische Akademie und die k. k. Medizinisch-Chirurgische Lehranstalt. Auch der Bischofsplatz trägt heute wieder seinen alten Namen. Dort steht das 1664-1674 erbaute Erzbischöfliche Palais, das daran erinnert, dass 1777 Olmütz Erzbistum wurde und sein Oberhirte Metropolit von Mähren. Bis 1918 war Olmütz die reichste Diözese der Donaumonarchie. 1947 starb Erzbischof Dr. Leopold Prečan und hatte im folgenden Jahr Dr. Josef Matocha als Nachfolger erhalten. Die Kommunisten hielten diesen im erzbischöflichen Palais wie einen Gefangenen, ohne Kontakt zur Außenwelt, ohne Verbindung zu seinen Priestern, geschweige denn zur Weltkirche. Der von der Regierung im Jahre 1952 eingesetzte Generalvikar durfte den Erzbischof nicht besuchen, auch nicht der Neffe des Erzbischofs, der 1960 aus Kanada zu Besuch war. Die unwürdige Behandlung geschah, ohne dass der Erzbischof je verurteilt worden wäre. Die Schikanen gingen so weit, dass man nicht einmal Friseur oder Zahnarzt zum Gefangenen ließ, ja selbst in der Sterbestunde dem Oberhaupt der Erzdiözese einen Priester verweigerte. Und noch nach dem Tode ging die entwürdigende Behandlung durch die Behörden weiter, da das Requiem für den Verstorbenen nicht einmal im Dom stattfinden durfte.

Dieser Dom ist ein neugotischer Wenzelsdom, der bereits im 12.

Jahrhundert als romanische Basilika von Bischof Heinrich Zdik begonnen wurde. Bischof Zdik gründete auch das Kloster Hradisch vor den Toren der Stadt. Zahlreich sind noch die Kirchen und Kapellen in Olmütz.

Da ist Mariaschnee, eine barocke Jesuiten- und spätere Garnisonskirche; wir besuchen die Wahl-Kapelle der Bischöfe in St. Anna, links von der Westfassade des Domes, die Michaelkirche und die Johannes Sarkander-Kapelle, die an die so unheilvolle Verquickung von Staat und Kirche in Böhmen mahnt, an Gegenreformation und Schuld der Kirche und ihrer Gegner.

Die Sarkanderkapelle ist über der Stelle erbaut, wo im Jahre 1620 der Priester Johannes Sarkander gemartert wurden und an den Folgen starb.

Der in Skotschau bei Teschen Geborene wirkte während der Gegenreformation als Pfarrer in Mähren eifrig für die Kirche, zuletzt als Pfarrer von Holleschau. Er erlag den Foltern 1620 in Olmütz, als man von ihm politische Geständnisse erpressen wollte. Im Volk wurde er früh verehrt und oft dem hl. Johannes Nepomuk zur Seite gestellt. 1860 wurde er seliggesprochen. Da er polnischer Herkunft sein soll und nach Tschenstochau gewallfahrtet ist, wurde er auch vom polnischen Papst Johannes Paul II. verehrt. Viele Mährer hofften deshalb auf die baldige Heiligsprechung. Als 1618 ein Heer vom polnischen König dem Kaiser zu-

geführt wurde, das sonst in Mähren plünderte, aber Sarkanders Pfarrort verschonte, argwöhnten die protestantischen Stände in Olmütz, es habe ein Einverständnis zwischen Sarkander und den Polen gegeben, ja Sarkander habe nur die Wallfahrt nach Tschenstochau unternommen, um das polnische Hilfsheer ins Land zu rufen. Daher wurde er verhaftet und in Olmütz der Tortur unterzogen.

Die Katholiken verehrten ihn gleich nach seinem Tode als Märtyrer und bauten an der Stelle der Folterkammer eine Kapelle zu Ehren aller Märtyrer. Nach der Seligsprechung wurde sie umgebaut und erweitert. Johannes Sarkanders Name wurde in Mähren häufig als Taufname verwandt, seine Statuen stehen auf Altären und Säulen. 1995 kam Papst Johannes Paul II. nach Olmütz, um Johannes Sarkander heiligzusprechen.

Von Olmütz fahren wir nach Nordosten zum Heiligen Berg. Der nach dem Hostein und Velehrad drittgrößte Wallfahrtsort Mährens befindet sich „in landschaftlich anziehender Lage auf einem Höhenzug über der Stadt Olmütz und der Hana-Ebene in freier kompositorischer Anlehnung an die römische Kirche St. Maria Maggiore“ (Hugo Rokyta). Der Berg liegt 167 Meter höher als Olmütz und bietet daher eine prächtige Aussicht. Die erste Kirche auf dem Berg wurde von dem Olmützer Bürger Johannes Andrysek gestiftet und zwischen

1629 und 1633 erbaut. Als Olmütz 1642 von den Schweden besetzt wurde, steckten sie 1645 auch das Kirchlein in Brand; das von Andrysek gestiftete Gnadenbild verschwand für zwei Jahrzehnte. Es wurde aber wieder aufgefunden und der Abt des bei Olmütz gelegenen Prämonstratenserklusters Hradisch baute eine neue Kirche, für deren Errichtung italienische Baumeister und Stukkateure herangezogen wurden. Maler und Bildhauer aus den Niederlanden und Deutschland kamen hinzu, die auch im 18. Jahrhundert die Kirche prächtig ausschmückten. Sie fasst 6 000 Besucher.

Das Gnadenbild ist ein Relief auf einer Steinplatte und stellt Maria mit dem Kind dar. Es steht über dem Tabernakel des Hochaltars. Hinter der Kirche erstreckt sich ein großer von einem Kreuzgang umgebener Hof. In der St. Anna-Kapelle wurden früher die Gottesdienste für die deutschen Wallfahrer gehalten. In der Mitte des Hofes steht eine von Josef Winterhalter geschaffene Statue des hl. Norbert. Der vom hl. Norbert gegründete Prämonstratenserorden betreute die Wallfahrt.

Sowohl in der deutschen wie in der tschechischsprachigen Literatur Mährens hat der Heilige Berg seinen Platz. Der Schriftsteller Jakob Julius David, der 1859 in Mährisch-Weißkirchen geboren wurde und als der größte Stilist unter den Schriftstellern Mährens in der Zeit des alten Österreichs vor dem ersten Weltkrieg gilt, hat in seinen Werken die „Bedeutung

des Heiligen Berges bei Olmütz für das mährische Landvolk“ hervorgehoben. Der 1924 erst 24 Jahre alt verstorbene tschechische Dichter Jiří Wolker wohnte hier auf dem Berg und nahm auch das Motiv des Heiligen Berges in seine Dichtung auf. Nach dem zweiten Weltkrieg lebte bis zu seinem Tode der Schriftsteller und Übersetzer Otto F. Babler auf dem Berg, der nicht nur Adalbert Stifter und Rainer Maria Rilke, sondern auch Dante und andere romantische Werke der Weltliteratur ins Tschechische übersetzte.

Seit der Wende in der Tschechoslowakei herrscht wieder mehr Wallfahrtsbetrieb auf dem Berg. In Buden werden Souvenirs, Postkarten, Kerzen und sakrale Gegenstände verkauft. Die Prämonstratenser sind auf den Berg zum zweiten Male zurückgekehrt. Als Joseph II. im Jahre 1784 das Kloster Hradisch aufhob, dauerte es bis 1846, ehe die Söhne des hl. Norbert aus dem Kloster Strahov wieder dorthin kommen konnten. 1950 wurden die Orden von den Kommunisten aufgehoben. Erst 1990 erhielten die Prämonstratenser das Heiligtum zurück und auch die sogenannten Prämonstratenserinnen vom Heiligen Berg, eine Schwesterngemeinschaft im Geiste des hl. Norbert, die dem Prämonstratenserorden angeschlossen ist, zog wieder in ihre alten Klostergebäude.

Rudolf Grulich

Der Pfarrer von Brenditz erfand den Blitzableiter

In den meisten Lexika finden wir, dass der Amerikaner Benjamin Franklin den ersten Blitzableiter erfand, doch ist es erwiesen, dass ein Prämonstratenser des südmährischen Stiftes Klosterbruck bei Znaim schon einige Jahre vor Franklin einen Blitzableiter aufstellte: Prokop Diwisch, der damals Pfarrer in Brenditz war. Im Pfarrhaus des heutigen Ortes Přímětice befindet sich eine Gedenkstätte mit Modellen einiger von Diwisch konstruierter Instrumente.

Diwisch wurde am 1. Januar 1696 in Senftenberg in Ostböhmen geboren und besuchte das Jesuiten-Gymnasium in Znaim. Hier trat er in das Stift Klosterbruck ein, für das er im Jahr 1726 zum Priester geweiht wurde. 1733 wurde er in Salzburg zum Doktor promoviert und unterrichtete an der Schule seines Klosters Philosophie und Theologie. 1736 übertrug ihm der Abt die Pfarrei Brenditz, wo Diwisch am 15. Juni 1754 den ersten von ihm erfundenen Blitzableiter aufstellte. Leider ließen die Bauern dagegen Sturm, weil sie verschiedene Missernten der Teufelserfindung des hochgebildeten Priesters zuschoben, und zerstörten 1756 die Anlage.

Diwisch war auch Mathematiker und erforschte Elektro-Heilmethoden, so dass er auch als Begründer der Elektro-Heiltherapie bezeichnet wird. Er wurde



PROKOP DIVIS

vom Kaiser Franz I. und seiner Gemahlin Maria Theresia nach Wien gerufen, um einige seiner Entdeckungen vorzuführen. Von ihm stammt auch ein neues Musikinstrument, das Denis d'or mit 790 Saiten, „das die Töne aller Saiten- und Blasinstrumente nachahmte und mit Händen und Füßen wie eine Orgel gespielt wurde.“ (Wurzbach). Prinz Heinrich von Preußen wollte dieses Instrument erwerben, doch scheiterten die Verkaufsverhandlungen während des Siebenjährigen Krieges.

Pater Prokop war zu Lebzeiten bekannt, ist aber heute vergessen. In Klosterbruck war er eine Zeitlang auch Prior und Verwalter des Stiftes. Er starb am 21. Dezember 1765.

Rudolf Grulich

Unser Bücherangebot

Neu!

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Kurt. A. Huber, **Katholische Kirche und Kultur in Böhmen.** Herausgegeben von Joachim Bahlcke und Rudolf Grulich. 800 Seiten, EUR 59,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Reihe Kirche und Heimat.

Materialien zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80.